

Der unsichtbare Elefant
Chronik eines Falls

Max A. Edelmann



Über den Autor

Der Autor wurde 1972 im Rheinland geboren. Schon als Kind liebte er es, unbequeme Fragen zu stellen und die Story hinter der Story aufzuspüren. Der promovierte Jurist war Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes und hat in Deutschland, Frankreich und den USA studiert. Heute arbeitet und lebt er mit seiner Familie in Belgien.

Der unsichtbare Elefant ist sein erster Roman.

*Zeige deine Wunde,
weil man die Krankheit offenbaren muss,
die man heilen will.*

Joseph Beuys, 1980



© 2024 Max A. Edlmann
Covergestaltung, Satz: Laura Newman
Literarisches Coaching: Sebastian Schoepp
Lektorat: Dr. Yvonne Caroline Schauch, Michael Lohmann,
Gerold Hens, Anja Stichnoth

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Halenreihe 40–44, 22359 Hamburg, Deutschland

| | |
|-----------|-------------------|
| ISBN | |
| Paperback | 978-3-384-25683-6 |
| E-Book | 978-3-384-25685-0 |

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung „Impressumservice“, Halenreihe 40–44, 22359 Hamburg, Deutschland.

MAX A. EDELMANN

Der unsichtbare Elefant



ROMAN

Prolog

Thomas Siebenmorgen starrt auf den Bildschirm. Die Buchstaben haben wieder ihren Tanz begonnen. Ein apokalyptischer Reigen. Der Rechtsanwalt hört Stimmen. Stimmen, die rufen. Stimmen, die schreien. Stimmen, die klingen, als kämen sie aus den uralten Tiefen der Vergangenheit.

Er steht auf. Er knipst das Licht aus und tritt auf die ovale Galerie. Er betrachtet die gläserne Brüstung, die ihn von einem Abgrund trennt, in den er schon oft geblickt hat. Die Stimmen sind lauter geworden. Er kann den Sinn ihrer Worte nicht verstehen. Er kann nichts mehr fühlen. Keine Zeit. Nichts mehr empfinden. Keinen Raum. Nur den Wunsch, die Stimmen gäben Ruhe. Er klettert über die Brüstung.

Er blickt in die Tiefe. Von unten streift ihn ein leichter Luftzug, den er kaum spürt. Da ist erst ein dumpfes Rauschen. Trompeten. Einen Augenblick scheint es ihm, als hielte die Welt inne. Dann begreift er, dass er nicht stillsteht, sondern mitsamt der Erde in unvorstellbarer Geschwindigkeit durchs Universum rast. Er ist bereit, sich ihm wieder anzuvertrauen. Er schließt die Augen, holt tief Luft und hält den Atem an.

Ohne Zweifel wird es auch an diesem Winterabend eine ruhige Schicht werden, denkt der Wachmann. In seinen fünf Dienstjahren bei der Düseldorf Security ist noch nie etwas passiert, abgesehen vielleicht von einem falschen Feueralarm vor zwei

Jahren in der siebten Etage des Bürohochhauses, in dessen Foyer er jetzt sitzt.

Während das War-Game auf seinem Smartphone ein neues Level hochlädt, schweift sein Blick durch das hohe Atrium nach oben. Was er dort in etwa fünfzig Metern Entfernung sieht, lässt ihn erstarren.

Noch bevor er einen klaren Gedanken fassen kann, ist er schon zur Seite gehechtet. Als der Körper des Mannes Sekunden später knapp zwei Armlängen neben ihm in die Installation eines japanischen Künstlers kracht, ist es mit der nächtlichen Ruhe vorbei.

Drei Stunden später klingelt in Tokio ein Telefon. Das Hiroshima Museum of Modern Art ruft an. Haruki Yamatoshi muss erfahren, dass sein in Düsseldorf als Leihgabe ausgestelltes Werk *Birth of an Artist – Geburt eines Künstlers* unwiederbringlich zerstört wurde.

Für den japanischen Künstler war diese aus drei Teilen zusammengefügte Montage sein bisher wichtigstes Werk gewesen. Sie bestand aus einem Flugzeugwrack, einer Videoinstallation und einem Verbindungsstück. Bei dem aus Fett und Filz modellierten Wrack handelte es sich um einen Sturzkampfbomber vom Typ Junkers 87. Die Installation bestand aus einem alten Fernseher, in dem in Endlosschleife ein Film von der letzten Rede des niederrheinischen Künstlers Joseph Beuys lief. Haruki Yamatoshi hatte Wrack und Fernseher mit einem Maschinengewehr

verbunden. Es war derselbe Waffentyp, den Joseph Beuys als Bordschütze bis zum Absturz seines Stukas im März 1944 auf der Krim bedient hatte.

Haruki Yamatoshi ist am Boden zerstört. Die Tatsache, dass sein Werk mit drei Millionen US-Dollar versichert ist, spendet keinen Trost.

Teil 1

Causa



María seufzte. Eigentlich wollte sie ihren Schriftsatz zu Ende bringen, aber sie konnte sich nicht konzentrieren und schaute von ihrem Bildschirm auf. Von ihrem Büro aus konnte sie gut die Hälfte aller Büros überblicken, die die Anwaltskanzlei, in der sie seit fünfzehn Jahren arbeitete, in den fünf obersten Stockwerken des Düsseldorfer Bürogebäudes angemietet hatte.

Ein paar Lichter brannten noch. Nur in der Etage von Peters war es dunkel. Erst vor wenigen Tagen hatte Doktor Jens Peters, der auf Gesellschaftsrecht spezialisierte Seniorpartner, mit nahezu seinem gesamten Team die Sozietät verlassen und eine eigene, auf den IT- und Technologiebereich spezialisierte Kanzlei eröffnet. Eine Boutique, wie es im Branchenjargon hieß, dazu noch auf der Königsallee. Ohne Vorwarnung. Knall auf Fall. María weinte diesem Mann keine Träne nach. Im Hintergrund war sofort der Kampf um die Mandate entbrannt; nächste Woche würde der leitende Partnerausschuss entscheiden

müssen, ob man gerichtlich gegen Peters vorgehen würde. »Scheidung auf Italienisch«, hatte Seniorpartner Mueller-Reichenberg vom Münchner Büro, einer der beiden Kanzlei gründer, die Angelegenheit mit seinem trockenen Humor kommentiert.

María unterdrückte ein Gähnen. Sie band ihre schwarzen schulterlangen Haare zu einem Zopf und zwang sich, den Blick wieder auf den Bildschirm zu richten. Der Schriftsatz hatte noch nicht die gewünschte Form. Sie liebte ihren Beruf, trotz der langen Arbeitszeiten. Gründlich, überlegt und effizient arbeiten. Vorausplanen. Gegensätzliche Interessen ausloten und zu vertretbaren Kompromissen gelangen. Dem Mandanten Sicherheit vermitteln. Das lag ihr.

Ihre Blicke schweiften auf das Ranking internationaler Top-Anwälte, das gestern veröffentlicht wurde. Sie überflog einige der über sie gemachten Kommentare:

A passionate lawyer with the right feeling for detail. And always with a smile.

Among the top ten lawyers for commercial arbitration and dispute resolution worldwide.

Bei Frau Polonio Consejo weiß man sich gut aufgehoben. Stets souverän und verbindlich.

Sie wusste natürlich, dass diese Bewertungen mit Vorsicht zu genießen waren. Das Geschäft glich einer

Schönheitskonkurrenz ohne klare Regeln. Wer beurteilte hier wen und nach welchen Kriterien? Wie dem auch sei, die wertschätzenden Kritiken, die sie in regelmäßigen Abständen erhielt, schmeichelten ihr.

Ihr war allerdings auch bewusst, dass solche schwärmerischen Kommentare viel zu viele junge Juristen in die internationalen Großkanzleien schwemmten. Der Nimbus des Glamourösen, der Knall der Sektkorken nach erfolgreichen Vertragsverhandlungen zog die Frischexaminierten wie Lemminge an. Doch María wusste, dass man all das nur dann wirklich genießen konnte, wenn man das Gefühl hatte, gute Arbeit geleistet zu haben. Für sie war nicht entscheidend, wie sie in den Augen der anderen dand, sondern ob sie ihren eigenen Maßstäben gerecht geworden war.

Sie konnte sich nicht mehr auf den Schriftsatz konzentrieren. Höchste Zeit, nach Hause zu gehen, dachte sie und schaltete ihren Rechner aus. In dem Bildschirm spiegelten sich die Lichter des ovalen Rundgangs, der um den Innenhof des Gebäudes verlief. Sie stand auf und ging zu dem Kleiderhaken, an dem ihr dunkler Wintermantel hing. Sie zog den weinroten Seidenschal aus dem Ärmel, legte ihn um den Hals und schlüpfte in den Mantel. Draußen herrschten Temperaturen um den Gefrierpunkt, und auch in der Tiefgarage, in der ihr Auto stand, war es sehr kalt. Sie öffnete die gläserne Bürotür und trat auf den Flur hinaus. Die Gebäudeheizung war bereits auf Nachtbetrieb umgestellt. Sie fröstelte.

María wollte sich gerade in Richtung Aufzug wenden, als sie den Mann bemerkte. Er stand auf der gegenüberliegenden Seite des Atriums. Zuerst dachte sie, ihre Wahrnehmung spiele ihr einen Streich. Um diese Zeit war nur die Notbeleuchtung des Gebäudes aktiviert, und man konnte in diesem gläsernen Büroturm nie sicher sein, ob man die Wirklichkeit oder deren Abbild vor sich sah. Diffuse Schatten mischten sich mit vereinzelt Lichtreflexen, die die nächtliche Stadt auf das Gebäude warf.

María kniff die Augen zusammen und versuchte zu begreifen, was sich da vor ihren Augen abspielte. Der Mann musste die etwa einen Meter fünfzig hohe Plexiglasbrüstung überstiegen haben und stand nur noch mit einem Fuß auf einer Kabelbrücke aus perforiertem Metall. Es handelte sich um die Art von Trasse, die zwar die Verkabelung eines Bürogebäudes zu tragen vermochte, nicht jedoch das Gewicht eines erwachsenen Menschen. Sie bog sich bereits bedenklich durch.

Der Mann hatte die Augen geschlossen. María sah, wie seine rechte Hand – die Hand, die ihn noch mit dem Leben verband – das Metallgeländer der Brüstung umklammert hielt. Seine linke Körperhälfte schwankte über dem fünfzig Meter tiefen Abgrund, so, als sei bereits das Leben aus ihr entwichen.

Der plötzlich einsetzende Adrenalinkick versetzte sie in höchste Alarmbereitschaft und ihr Puls begann zu rasen. Später würde sie sich an ihre Verwunderung

darüber erinnern, dass seine grüne Krawatte durch den Luftzug, der wie in einem Kamin aus der Tiefe des Atriums emporgestiegen war, leicht geflattert hatte. Grün, die Farbe der Hoffnung, würde es ihr durch den Kopf schießen.

María nahm diffuse Geräusche wahr, auf die sie unter anderen Umständen nicht geachtet hätte. Das monotone Brummen der Belüftungsanlage. Das klackende Geräusch eines defekten Neonlichts. Das gedämpfte Kriegsgeschrei, das aus einem Smartphone im Foyer an ihr Ohr drang.

Jetzt erkannte sie auch, wer da auf der Kabelbrücke stand. Thomas. Thomas Siebenmorgen aus der Arbeitsrecht-Abteilung. María und er kannten sich gut.

»Hallo, Thomas, ist alles okay?«, rief sie.

Das gleichgültige Summen der Belüftungsanlage übertönte ihre Stimme. Er schien sie nicht gehört zu haben.

»Thomas, hörst du mich?«, rief sie lauter.

Sie musste an ihre letzte Begegnung am Tag zuvor denken. Sie waren sich im zwanzigsten Stock vor dem Imbissautomaten über den Weg gelaufen. Thomas hatte sich ein Paket Salzbrezeln gezogen. Das sollte erst gestern gewesen sein? Es fühlte sich an wie eine Ewigkeit.

»Thomas, hörst du mich?«, schrie sie.

Endlich schien Thomas sie gehört zu haben. Er öffnete die Augen und schaute zu María herüber. Erst war sein Blick ausdruckslos. Dann schien es, als

wachte er auf. Als fände er langsam in die Welt zurück. Mit einem Mal fing er an zu zittern. Am ganzen Leib. Seine linke Hand schnellte ans Metallgeländer und sein linker Fuß suchte die Kabeltrasse. Lächelte er verlegen? María konnte es nicht richtig erkennen.

Wie aus weiter Ferne war eine Frauenstimme an sein Ohr gedrungen. Hatte ihn aus seiner Trance gerissen, die Trompeten zum Verstummen gebracht. Das Rauschen hörte auf und Thomas öffnete die Augen. Panik durchflutete seinen Körper. Urplötzlich war er sich der Lebensgefahr bewusst, in der er schwebte. Wie lange hatte er hier oben gestanden? Sein Herz raschte. Tausend Gedanken jagten durch seinen Kopf, bis einer die Oberhand gewann: Er musste wieder über die Brüstung zurück. Verdammt, was war eigentlich los mit ihm? Was machte er da für einen Mist? Zu allem Überfluss hatte ihn auch noch María gesehen. Bravo, morgen würde die ganze Kanzlei Bescheid wissen. Was war er doch nur für ein Trottel.

»Bleib ganz ruhig, ich hole Hilfe. Beweg dich nicht«, rief María ihm zu.

»Keine Sorge«, presste er hervor. »Ich schaff' das schon.«

Er hielt das Metallgeländer jetzt mit beiden Händen umklammert und stand mit beiden Füßen auf der Kabeltrasse. Als Nächstes musste er über die Brüstung klettern. Okay, das war machbar. Bisschen Gefühl erforderlich, aber machbar. Wichtig war vor allen

Dingen, Ruhe zu bewahren. Erst den rechten Fuß zurück auf das Metallgeländer, das ihm bis zur Brust reichte, befördern und sich dann mit der Kraft seiner beiden Hände über die Brüstung hieven. Darum ging es jetzt. Das war zu schaffen. Er zog den rechten Fuß nach oben. Doch die Kabeltrasse gab gefährlich nach, noch bevor der Fuß das Metallgeländer berührte. Behutsam setzte er den Fuß wieder zurück.

»Beweg dich nicht, um Gottes Willen, ich komme rüber«, schrie María und lief um den ovalen Rundgang in seine Richtung.

Hilfe anzunehmen war für Thomas keine Option. Schließlich hatte er sich den Mist selbst eingebrockt. Dass seine Lage heikel war, wusste er selbst. Aber er hatte die Situation unter Kontrolle. Er durfte die Kabeltrasse nicht zusätzlich belasten, sondern musste versuchen, sich allein mit der Kraft seiner Arme über das Metallgeländer zu stemmen. Er war kein Schwächling, das würde er hinbekommen. Er musste nur alle Kraft aus seinem Oberkörper holen und den Schwerpunkt schnell auf die andere Seite der Brüstung verlagern. Seine Hände hielten das Metallgeländer jetzt noch fester umklammert. Er spannte Arm- und Brustmuskulatur an und versuchte, sich mit aller Kraft hochzustemmen.

María war noch fünf Meter von ihm entfernt, als er sich seines Fehlers bewusst wurde: Er hatte nicht bedacht, wie verschwitzt seine Hände waren.

Als Thomas abrutschte, sah María noch die Todesangst in seinen Augen. Später schien es ihr, als wären ihrer beider Schreie im Inneren der Gebäuderöhre gegeneinandergeprallt, dann in kleinsten Teilen auseinandergestoben, um schließlich entlang der Wände aus Glas und Stahl zu verhallen.

Mit schreckgeweiteten Augen blickte María in die Tiefe. Sie sah Thomas' zerschmetterten Körper, der im Foyer in Haruki Yamatoshis aufsehenerregende Installation *Birth of an Artist* gekracht war. Wie in Zeitlupe wandte sie sich ab. Dabei streifte ihr Blick den Schweißabdruck, den Thomas' Hände auf dem Metall hinterlassen hatten.

Von unten drangen die entsetzten Schreie des Security-Mitarbeiters herauf. Ein plötzlich einsetzender Brechreiz zwang María auf die Toilette. Dann taumelte sie wie betäubt in ihr Büro zurück. Sie wollte die Polizei anrufen, konnte aber ihr iPhone nicht finden. Sie kauerte sich auf den Boden, zog die Knie an. Ihr war kalt, sie fühlte sich schutzlos. Es war wie ein böser Traum. Mein Gott, der arme Thomas ...



Wir haben einen Suizid im Büroturm am Hafen«, sagte der Kollege aus der Leitstelle des Deutschen Roten Kreuzes, der die Einsätze des Kriseninterventionsteams koordinierte.

»Das wäre damit der erste in diesem Jahr«, erwiderte Viktor. Er blickte aus dem Wagenfenster in die Dunkelheit und strich sich durch sein dichtes, von Silberfäden durchzogenes dunkelbraunes Haar.

»Es gab zwei Zeugen. Einer von der Security und eine Kollegin. Der Mitarbeiter der Security hat die Polizei verständigt. Er hat die Szene mitbekommen, die Frau wollte noch helfen, kam aber zu spät.«

»Wie haben sie reagiert?«, fragte Viktor. Trotz seiner Ausbildung zum Notfallseelsorger, die ihn auf Ausnahmesituationen wie diese vorbereitet hatte, wusste er gerne im Vorfeld, was ihn erwartete.

»Die Frau hat wohl markerschütternd geschrien, meinte der Security-Mitarbeiter.«

»Und wie wirkte der Security-Mitarbeiter auf dich?«

»Aufgeregt, aber klar. Gegen Gesprächsende sehr gefasst.«

»Verstehe.«

»Wann kannst du da sein?«

Viktor gab die Koordinaten in das Navi des Einsatzwagens ein. »In zehn Minuten«, sagte er und drehte den Zündschlüssel.



Marías Zimmer wurde von pulsierendem Blaulicht durchflutet, das sich in dem verglasten Bürogebäude wie in einem Kaleidoskop aus tausend Spiegeln brach. Nur Blaulicht. Keine Sirene. Hätte sie nicht längst unten sein müssen, um der Polizei Auskunft zu geben?

Sie richtete sich auf und wankte zur Tür. Weiter kam sie nicht. Sie hätte den Aufzug ins Foyer nehmen müssen, wo Thomas' Körper lag. Sie konnte nicht dorthin. Schlagartig überfiel sie Höhenangst. Sie musste sofort weg von hier. Nur wie? Sie ging in Richtung des Aufzugs. Vor dem Aufzug geriet sie in Panik, stellte sich vor, er würde mit ihr in die Tiefe krachen. Sie blickte sich um. Wo war nur das Treppenhaus? Sie musste die Treppen nehmen.

Die Aufzugtür öffnete sich.

Eine Polizistin, ein Polizist und ein Mann in dunkelblauer Funktionsjacke stiegen aus. Die Jacke war von neongelben Signalstreifen umrandet, auf der Brust prangte ein Abzeichen, auf dem *KIT* zu lesen war.

Der Mann trug einen großen Rucksack. Er trat auf María zu.

»Mein Name ist Viktor Kemper, ich bin vom Kriseninterventionsteam, vom KIT.« Er sprach es aus wie Kitt, Fensterkitt, dachte María. Sie zitterte am ganzen Leib. Er legte ihr beruhigend die Hand auf den Unterarm.

»Ich habe ihn fallen sehen. Er wollte wieder zurückklettern. Mein Gott, er wollte nicht springen«, sprudelte es aus ihr heraus.

Der Mann hielt ihren Blick mit seinem fest. Dann beugte er sich hinunter, hob etwas auf und gab es ihr. »Das gehört bestimmt Ihnen.«

María schaute auf ihr iPhone, nickte und nahm es an sich.

Auch die Polizistin und ihr Kollege stellten sich mit Namen vor. María vergaß sie sofort.

»Können wir uns irgendwo ungestört unterhalten?«, fragte die Polizistin.

María nickte und führte die drei in ihr Büro, wo sie sich an den Besprechungstisch setzten.

»Bevor die Kollegen von der Polizei Sie befragen«, wandte sich der Mann vom Kriseninterventionsteam – wie hieß er noch? – erneut an sie, »darf ich mich erkundigen, wie es Ihnen geht? Sie haben gerade mit ansehen müssen, wie ein Kollege in den Tod gestürzt ist. Haben Sie schon mit jemandem darüber sprechen können?«

María schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin aber okay.«

Mechanisch beantwortet María die polizeilichen Fragen nach ihren Personalien.

»Frau Polonio«, sagte der Polizist, »wir müssen Sie jetzt fragen, was Sie gesehen haben. Könnten Sie uns das bitte schildern, damit wir es zu Protokoll nehmen können?«

María machte ihre Aussage. Wie Thomas über dem Abgrund geschwankt hatte. Wie sie versucht hatte, mit ihm zu sprechen. Wie er reagiert hatte. Dass sie glaubte, ihn umgestimmt zu haben.

»Wieso glauben Sie, dass er es sich anders überlegt hatte?«, fragte die Polizistin.

»Na, weil er seine andere Hand zurück ans Gelände gezogen hat. Und weil er seinen anderen Fuß wieder auf die Trasse gestellt hat.« Sie schüttelte den Kopf und riss die Augen weit auf. »Aber er wollte sich nicht helfen lassen. ›Ich schaff‘ das schon«, hat er gesagt. Mein Gott, wenn er einfach nur stehen geblieben wäre, hätte man ihm helfen können. Aber er wollte mit dem Fuß wieder auf die Brüstung, dann hat die Kabeltrasse nachgegeben, und daraufhin wollte er sich allein mit den Händen hochziehen. Und dabei ist er abgerutscht.« María brach in Tränen aus.

Der KIT-Mann – Kemper war sein Name, sie erinnerte sich wieder – beugte sich über den Tisch zu ihr und sagte: »Es ist okay, dass Sie jetzt weinen, Frau Polonio.«

»Er wollte sich einfach nicht helfen lassen«, schluchzte María. »Ich bin noch zu ihm gelaufen, aber da war er schon weg.«

»So, wie Sie die Situation beschrieben haben, haben Sie alles getan, was in Ihrer Macht stand, um Ihrem Kollegen zu helfen. Sie haben wirklich alles versucht, Frau Polonio.«

Er reichte María ein Päckchen Papiertaschentücher.

»Danke.« María nahm eines heraus und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

»Das wäre es zunächst von unserer Seite, Frau Polonio«, sagte der Polizist und stand auf. »Haben Sie vielen Dank für Ihre Mithilfe. In den nächsten Tagen werden wir Ihnen eine schriftliche Zusammenfassung Ihrer Aussage zukommen lassen, die Sie uns dann noch kurz bestätigen müssten.«

Seine Kollegin verabschiedete sich ebenfalls und trat hinaus auf den Gang. María sah, dass sie ein Foto von der durchgebogenen Kabeltrasse machte.

»Frau Polonio«, sagte Viktor Kemper, »ich kann Ihnen anbieten, Sie nach Hause zu fahren. Sie haben jetzt alle möglichen anderen Sachen im Kopf, und da ist es manchmal besser, sich nicht zu schnell ans Steuer zu setzen. Aber bitte, das ist nur ein Angebot.«

Sie schaute zu, wie er sein Einsatzprotokoll in seinem Rucksack verstaute. Ihre Gedanken setzten wieder ein. Es wäre in der Tat besser, wenn sie das Auto über Nacht in der Tiefgarage stehen ließe. Sie könnte morgen ein Taxi ins Büro nehmen. »Ja, vielen Dank, das wäre sehr freundlich von Ihnen.«

Auf dem Flur stellte María fest, dass sie noch einmal auf die Toilette musste. Die beiden Polizisten

und der Mitarbeiter des Kriseninterventionsteams warteten auf sie. Als María wieder herauskam, hörte sie, wie die drei darüber sprachen, auf welche Weise – und wem – die Todesnachricht zu überbringen sei. Anscheinend hatte der Verstorbene allein gelebt. Ob es nahe Angehörige gebe, werde derzeit ermittelt.

»Seine Eltern leben noch. Am Niederrhein«, sagte María, während sie zu viert zum Aufzug gingen. Ihr war eingefallen, dass sie Thomas vor nicht allzu langer Zeit in der Tiefgarage auf sein Elektrofahrrad angesprochen hatte. Sie spielte selbst schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken, sich eines anzuschaffen. Welche Reichweite sein Rad habe, hatte sie wissen wollen. »Letztes Wochenende habe ich es bis zu meinen Eltern nach Goch geschafft, hin und zurück gut hundertsechzig Kilometer. Das hätten die mir gar nicht zugetraut, vor allem nicht mein Vater«, hatte er nicht ohne Stolz erzählt. Ein Sohn, der sich freute, seinen Eltern eine Überraschung zu bereiten, sie aufzuheitern, hatte María damals gedacht und sich gefragt, ob das die Aufgabe von Kindern sein sollte.

»Es hat keinen Sinn, heute Nacht noch auszurücken«, sagte der Polizist, als sie den Aufzug betraten.

»Lasst uns morgen mal telefonieren. Vielleicht könnte ich mit rausfahren«, bot Viktor Kemper an.

Der Aufzug war im Erdgeschoss angekommen. Die Türen öffneten sich, unversehens standen sie mitten im Foyer. Thomas' Körper war mit einem großen

weißen Tuch bedeckt. María überlief eine Gänsehaut. Viktor berührte leicht ihren Arm und zeigte auf den roten Einsatzwagen, der jenseits des Gebäudevorplatzes stand.

Draußen vor dem Gebäude wartete die eiskalte Nacht auf sie.